

Die schweren Thorflügel des Berliner Aylis für Obdachlose öffneten sich weit — einige hundert Männer, die dort geduldet hatten, traten langsam zögernd hinaus in den kalten, nebeligen Dezembermorgen. Die Helligkeit kämpfte schon siegreich mit der Dämmerung, und ein roter Streifen im Osten bewies, daß, wenn die Sonne erst den Nebel besiegt haben würde, ein klarer Tag in Aussicht stand. Der letzte Tag des Jahres würde in Sonnen- und Regenglamur endigen. Die Männer kletterten da nicht hinauf, einige blühten nur prüfend zum Himmel und murmelten betrüblich: „Gut, daß es nicht schneit!“ die meisten aber schritten gesenkten Hauptes dahin, fröstelnd in den dünnen, abgetragenen Röcken und doch sich zu keiner Eile aufraffend.

Als eine Fabrikfrau in der Nähe schlief, kauften Alle, obwohl sie doch wußten, was es an der Zeit sei. Ein Bierlein nach Heben — in drei Stunden erst werden die Wärmehallen geöffnet; wozu also eilen?

An der Ecke der Friedstraße löste sich der Zug in kleinere Trupps auf, die meisten trötelten die Brezengläser Alles hinunter, andere verschwand in Nebenstraßen. Zu den ersten gehörte eine Gruppe von drei Männern; der eine war ein großer, ungeklärter Gesalt, ein beschäftigungsloser Steinträger, der zweite ein kleiner, magerer Mensch mit schwarzen, zusammengekniffenen Augen und schwarzer, eigentümlich schlichtem Haar, der dritte für einen böhmischen Schuhmachergesellen ausging. Zwischen den Weibern schritzt ein Mann mit einer Soldatenmütze; er sah sehr herabgekommen aus, hatte aber doch noch eine straffe Haltung, die an den ehemaligen Soldaten erinnerte. Sie gingen allmählich etwas schneller, und als sie die Spitze des Berges erreicht hatten, finden sie an zu laufen. Ihr Ziel war die Central-Marktstraße, sie wollten die ersten dort sein. Aber ein armer Teufel, der nach einigen Nadeln kam, kam meistens zu spät, sie fanden bereits eine Anzahl anderer Marktbesucher vor, die seit vier Uhr Morgens den Engroskäufern zur Verfügung standen und deshalb von ihnen bevorzugt wurden. Dem Steinträger brachte seine Körpergröße Vortheil, er erhielt ein Oakenstückerl zu tragen und wurde mit einer halben Mark entlohnt; dem Böhmern half seine Bekendtheit; als ein Fischhändler nach dem Träger rief, rann er zwei andere Burschen über den Haufen und bemächtigte sich des Korbes, den er einem benachbarten Restaurateur zutragen durfte. Nur der Mann in der Soldatenmütze verdiente nichts; es widerstrebt ihm, sich anzubieten und vorzudrängen, und von selber rief ihn niemand. Als die Marktstraße zu Mittag geschlossen wurde, rief ihn eine alte Höherin an, ihr die Dörförbe aufladen zu helfen; er trat es, und sie entlohnte ihn mit vier Nüssen. Er versuchte einen davon zu essen, aber er war entsetzlich kalt, und die Zähne schmerzten ihn davon. Dazu trat ihm entsetzlich; aber er wollte nicht in die Wärmehalle gehen. Er wuschte, die warme, dampfende Luft dort würde ihn schlafzig machen, dann war es wieder mit seiner Energie vorbei, und er mußte doch Geld verdienen, wozu sollte er leben? Nur eine Nacht durfte er noch in's Asyl kommen, dann war er wieder obdachlos, und seit drei Tagen hatte er fast nichts mehr gegessen. Er wollte die Gefährten auffuchen, er wuschte sie in der Dörförbe zum grünen Heinrich am Blümsingplatz.

Er fand sie auch dort. Der Riese trank heute die zweite Weisse mit Kummel, der Böhme hatte seinen Verdienst in Wurst und Sauerkraut angelegt. Mit dem den Besitzlosen eigentümlichen Kommunismus ließen sie ihn trübseln und mörtern, aber was für ihn abfiel, waren nur kleine Reste, die seinen Hunger mehr reizen als stillen. Hierig blühte er zu der Schande hinüber, wo der tothhaarige Wirth hinter den feilen Schinken, dem Schweinebraten und den hochaufgehämten Blat- und Leberwürsten thronte, seine hageren Hände krampfen sich unter dem Tisch zusammen, feile Augen quollen fast aus ihnen Höhlen. O, nur einmal wieder sich satt essen können an solchen Dingen! — Er hätte den feilen Menschen hinter dem Ladentisch würgen mögen, um zu seinen Ghorrathen zu gelangen. Nun fielen ihm seine Nessel ein, und er zog sie hervor; aber so gleich ariften die Gefährten danach als nach ihrem Anblick. Er wollte aufbrauen, aber er begann sich zu rufen, Zeit, daß ein Streit mit dem Riesen eine Niederlage bewerte. Und der Böhme war heimtückisch und hatte ein scharfes Messer; er hatte es ihm einmal gezeigt. Er legte sich nur auf's Bett; der Dide, der zwei Nessel genommen hatte, ließ ihm nun großmüthig ein Glas Schnaps einschenken. Er griff gierig danach und leerte es auf einen Zug. Schnaps, der machte den Hunger verschlucken und das Elend, der löderte das Gefühl der Schande und die äußere Erinnerung. Er wurde plötzlich ganz aufgeräumt und sprachlos. Die meisten Mittagsgäste hatten das Lokal schon verlassen, aber ein Mann war noch da, der einen eifernden Blumentisch vorzubringen hatte. Es war ein Bekannter des Wirthes, und er zeigte ihm die zierliche Arbeit des Tisches, an dem in der Mitte eine Zimmerpflanze angebracht war. Beide mühten sich vergebens, sich die Konstruktion zu

erklären. Da trat der Mann mit der Soldatenmütze hinzu, noch aus einem Krüge Wasser in das Bassin, stellte es in die richtige Lage, und aus dem Mischelhorn einer Tritonfigur, die die Wasserfälle trank, sprang ein feiner Strahl fast bis zur Decke des Raumes empor. Die Anwesenden schauten verwundert zu, die beiden Gefährten des Obdachlosen mit offenem Munde.

„Woher kannte denn das?“ fragte endlich der Dide erlautet.

„Ich besah mal selber, so ein Ding“, sagte der Mann mit der Soldatenmütze leicht hin. Und auf den ungläubigen Blick seiner Gefährten legte er hinzu: „Als ich in Lichtenberg noch mein Haus hatte, da war ich kein eisergerichtet. Da hatte ich Spas an solchem Stram und taufte mit Alles, was mir gefiel.“

„Und woher hattest denn das Geld?“ fragte der Dide lauernd.

„Von meinem Vater geerbt“, entgegnete der Gefragte arglos. Die beiden Gefährten warteten sich einen Blick zu. Der Böhme pffiff leise.

„Und du mußt keine? Junge, schneide man dich zu sehr uff!“ lachte der Dide und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Mann sah ihn gornig an, aber der kleine Böhme dränge sich begütigend an ihn. „Lach ihn, er ist immer so! Erzähle mir lieber, wie das kam, daß Du reich wurdest und wieder arm.“

Der Mann nickte. Er fühlte auf einmal das Bedürfnis, zu reden, die beiden Menschen um sich zu beneiden, daß er nicht der Lump war, für den sie ihn hielten. Es that ihm wohl, daß er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zog; er lehnte sich gegen die Stuhllehne zurück und schaute in's Kerze. Der Wirth benutzte die Neugier der Gäste, um frisch einzuschänken, er schob auch dem Manne ein Glas Schnaps hin. Dieser trank und erzählte dann:

„So lange ich denken kann, haben sich meine Eltern nie vertragen; sie lebten auch meist getrennt. Ich war bei meiner Mutter und durfte nur selten zu meinem Vater hingehen. Er beachtete mich kaum, und doch hatte ich ihn lieb und ging gern zu ihm. Mein Vater hatte einen kleinen Beamtenposten inne, meine Mutter hatte ihn geerbt, weil sie einen Mann und einen Titel haben wollte. Sie stimmte aus einem vornehmen, aber verarmten Familie; sie liebte es, auf ihre vornehme Abkunft zu pochen, und sie hielt sich für jede Arbeit zu schade. Am liebsten kleidete sie sich in Sammet und Seide, trug im Hause Goldschmuck und lange Hängebänder. Mein Vater gante erst mit ihr, dann verließ er sie. Als die seitene Kleider, die sie mit in die Ehe gebracht hatte, zerfallen waren, ging sie lieber in Lumpen, als daß sie sich einfach gefleddet hätte. Mich schickte sie in keine Schule, sondern ließ mich verwildern. Mandmal schlug und fragte sie mich, ein andermal fütterte sie mich mit Kuchen und Schokolade und ließte mich ganz nährlich. Die Leuten sagten, sie sei verrückt, und es wird auch wohl so gewesen sein, denn eines Tages bekam sie einen Todtsuchtschiss, und da hat sie bald darauf. Ich kam nun zu einer Schloßersmutter in Pflege, die schickte mich in die Schule, aber alle's Perfürumte konnte ich nicht mehr nachholen. Ich lernte auch Schloßer, kam dann zum Militär und wurde später Bahnwärter. Mein Vater kümmerte sich auch später nicht viel um mich. Selbst als ich verheiratet war, kam er kaum zweimal zu mir. Er war sehr geizig und hand ganz unter der Herrschaft einer sehr resoluten Wirthschafterin. Sie erzählte überall, er werde ihr Alles vermachen. Als er aber plötzlich starb, war kein Testament da, und so war ich Erbe. So an 80,000 Mark waren vorhanden, dafür kaufte ich mir ein hübsches Haus mit Garten in Lichtenberg. Und auch sonst kaufte ich mir, was mir Spas machte; ich hatte nie im Leben mehr als das Notwendigste befehen. nun freute mich das Geldausgeben. Meine Frau war ein armer Leute Kind, den armenfellen Krampf, den sie mit in die Wirthschaft gebracht hatte, verkaufte und verreckte ich; sein wollte ich's haben. Und das Bahnwärter-Spielen brachte mir auch nicht mehr, ich fira ein Geschäft an, eine Destillation. Meine Frau eianete sich nicht dafür — sie war so simpel, eine Schneiderbutter. So nahm ich mir eine Mamsell, ein sechses, hübsches Frauenzimmer. Na, die hetra mich, wie so Weiber sind, im Geschäft und sonst auch. Meine Frau war schon lange von mir oegang; sie war eiferfüchtig, aing mit den drei Kindern wieder zu ihrem Vater heim. Sie war wenigstens ebrlich, nahm nur das mit, was von ihrem Krampf noch da war. Die Andere trieb's schlimmer, sie ging mir auch durch, nahm aber Alles mit, was ich ihr geschenkt hatte, und von ihrem Gelde, was sie ererbt hatte. Mein konnte ich das Geschäft nicht führen, verstand's nicht, die Gäste blieben auch weg, sehbend die schöne lustige Kösel nicht mehr aufwartete. Nun kamen die Gläubiger, und sie schlossen mir bald die Bude zu — Konturs gab's, das Haus ging bin und Alles. Nachher brach ich mir den Fuß und lag lange im Krankenhaus. Mit der Arbeit wollt's nicht gehen, war's nicht mehr gewohnt, auch keine zu kriegen. So kommt man unschuldig in's Unglück.“

„Ja“, sagte der Wirth, „es sind schwere Zeiten, und's Geschäft will verstanden sein.“ Da Niemand mehr trank, so wunkte er der Waid, die schon

mit dem Scheuerreimer bereit stand. „Ihr seid wohl so gut und geht weiter, ihr müßt das Lokal zum Abend blank machen. Es heut Schloßer.“

Der Erzähler schreute aus tiefem Sinnen auf. Der dicke Steinträger war hinter dem Tisch eingeklappt und mußte erst wachgerüttelt werden. „Verfällig warteten die Drei hinaus auf die Strafe. „Ich gebe in die Wärmehalle“, sagte der Dide schloßfrunten, „kommt Ihr mit?“

„Nein“, entgegnete der Mann mit der Soldatenmütze, „ich muß heut noch Geld verdienen.“ Der Böhme hängte sich an ihn. „Komm' mit, ich weiß ein Geschäft für uns!“

Er zog den nur schwach Widerstehenden mit fort durch verschiedene Straßen, bis sie auf der Schönhauser-Allee waren.

„Wohin führst Du mich?“ fragte der ehemalige Bahnwärter.

„Du wirst gleich sehen, komm', wir müssen uns spulen, damit wir noch bei Tageslicht hinkommen!“ Er rannte schnell vorwärts und boq nach einiger Zeit in einen Seitengeweg ein, der zu einer einsam gelegenen Villa führte. Im Schutz der Hede, die den Garten umschloß, blieb er stehen und flüsterte seinem Gefährten zu: „So, wenn Du Rourage hast, können wir hier heut Abend ein Geschäft machen. Die Krumme Vene hat es ausbalowert, daß heute Abend Alle fort sein werden. Ich stiebe Schmirer, Du steigst ein, als gelehrter Schloßer weist Du ja mit Schlössern umzugehen. Ich sage Dir dann, wo das Geld liegt und das Silberzeug, und morgen sind wir Beide wohlhabende Leute.“

„Und fürchtest Du Dich nicht vor'm Ercwisstwerden?“

„I bewahre! Sie werden uns doch nicht gleich Beide triegen. Wirst Du gefürt, so springst Du aus dem Rindenschloß hinter auf's Feld und verschwindest im Dunkel. Und werden wir gepadt, so können wir uns nicht, leugnen Alles, und man kann uns nichts beweisen. Und schliffenfalls ein paar Monate im Rittchen soll dich kein Unglück! Da hat man wenigstens Obdach und Verpflegung. Frage nur den Diden, der war auch schon öfters drin!“

Dem Zuhörer schauerte, aber er sagte nichts. Der Andere nahm das für Zustimmung.

Sei um punkt acht Uhr hier zur Stelle! Das Handwergzeug bringe ich mit. Wenn Du mich im Finstern nicht gleich siehst, so pfeife, ich komme dann schon! So, und jetzt mach, daß Du fortkommst, damit man uns nicht befehmen sieht, ich will noch relognoszieren! — Er troch durch die Hede durch und schlief dem Hause zu. Der Andere wachte wie betäubt von dannen — so weit war es nun mit ihm gekommen, er war der Gefährte eines Diebes. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn, um zu wissen, ob er wachte oder träume. Nein, er wachte, der arimige Huner fing wieder an, in seinen Einoerweiden zu wühlen, und morgen hatte er keine Schlafstätte. Und was that's? Im Gefährten hat man doch Unterkunft und Verpflegung, hatte sein Gefährte geseht.

Es überließ ihm plötzlich siedend heiß troch der Kälte, und in seinen Ohren draufte es. Er konnte vor Erschöpfung nicht weiter, er mußte sich an einen Laternenpfeil lehnen. Das Säusen nahm zu, nun war es laut wie Kanonenbonner, gerade wie damals im Wandnör, als das Pferd des Hauptmanns durchging, und er sich dem rasenden Thiere entgegenwarf und es mit Gefahr seines Lebens zum Stehen brachte. „Du bist ein braver Bursche, Frey Wille!“ hatte der Hauptmann vor der Front zu ihm geseht, und am nächsten Tage war er Befreiter geworden. Nicht die kleinste Strafe hatte er in seiner Militärzeit erhalten und auch in seiner Dienstadt als Beamter nicht. Wäre er nicht damals in seinem Uebermuthe ohne Rindbindung abgegangen, die Beförderung hätte ihn wohl wieder angestellt, er war immer stolz auf seine Führung gewesen. Und auch seine Kinder hielt er streng. Seine Kinder — sein Gemüth wurde plötzlich weich. Er hatte früher nicht viel nach ihnen gefragt, er hatte keine rechte Elternliebe erfahren und mußte auch keine zu spenden. Aber einen ebrlichen Namen, den konnten sie doch beanspruchen. Es brach plötzlich etwas wie Schluchzen aus seiner Kehle. Nein, lieber tot, nur kein Dieb! Das Wasser würde kalt sein, oder was that's, lieber ein rosches Ende! Und er war ja Soldat gewesen, ein Bischens Wuth würd' er doch noch aufbringen. Er lief jetzt mehr, als er aina; schon hatte er die innere Stadt wieder erreicht, und da glanzte ihm auch der Wasserlauf der Soree entgegen. Planlos lief er am Ufer hin. Hier an den Dammmühen konnte es nicht sein, da laaen so viele Röhre im Eise, und die Schiffer wären am Ende mit den Rettungsbahnen bei der Hand, — und auch an der Kurfürstendrücke nicht, wo das Schloß und das ganze vornehm' Berlin dem armen Schluder von Selbstmörder zufah. Nein, er wuchte jetzt, wo, — drauchen am Nordhafen, da ead es eine stille, ruhige Stelle, er kannte sie gut, da in der Nähe hatte seine Wärterbude gestanden. Und dort drauchen in der Müllerstraße wohnte seine Familie. Wenn er sie noch einmal sehen könnte! Vor Jahresfrist war er einmal drauchen gewesen, aber er hatte nur seinen Schwiegervater getroffen, den alten Schneider, den er immer verachtete, so lange es ihm gut aine, dem er kaum erlaubte, Lohier und Entseferber zu besuchen. Nun hatte ihn der

Alte gornig abgewiesen. Er würde nicht wieder wagen, das Haus zu betreten. Nein, der alte fleißige Mann sollte ihn, den Bettler, nicht wiedersehen. Er wollte vor der Thür warten, bis seine Frau herunterkam. Er würde nicht wagen, sie um Vergebung zu bitten, er hatte zu schlecht an ihr gehandelt. Ihre sanften Mahnungen hatte er überhört, er hatte sie verachtet, sogar geschlagen. Er war wie toll gewesen in den Banden jenes Frauenzimmers, er hatte mit ihr gepfacht und Frau und Kinder darben lassen, er hatte ihr sogar seinen Trauring gegeben. Da war die Geubid der stillen Frau zu Ende, da ging sie von ihm.

Wie mochte sie sich durchgeschlagen haben mit den drei kleinen Kindern? Vielleicht hatten sie oft gehungert und ihm geflucht. Denn er war an Allem schuld. Er sagte es sich ganz laut. Sie hatten eine bescheidene geseherte Existenz befehen. Wie glücklich waren sie in dem kleinen Bahnwärterhäuschen an der Nordbahn gewesen, wie sauber hatte sie Alles gehalten! Da kam die ungeliche Erbschaft. Bei Verheirathung hatte ihm der Alte keine Mark gegönnt, es war, als gönnte er sie ihm auch im Tode nicht, das Geld hatte keine Ruhe bei ihm. Oder war der thörichte Hochmuth seiner Mutter über ihn gekommen? Es kam ihm jetzt vor, als sei er damals wahnfinnig gewesen. Nun sah er klar, doch es war zu spät. Aber heute noch wollte er sühnen. Dies Jahr sollte auch sein Schuldkonto befristeten. Er fand vor dem niedrigen Hause in der Müllerstraße und spähte über die Strafe hinüber. Es war jetzt schon Abend geworden; in der Stube seines Schwiegervaters brannte Licht, aber am Fenster war Niemand zu sehen. Anfänglich ging er vor dem Hause auf und ab, als er Stunde auf Stunde verrann, und Niemand herauskam, wurde er so schwach, daß er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Er troch auf einen letzten Möbelwagen, der jenseits der Strafe vor dem Hause eines Judemanns stand, deckte sich mit ein paar alten Wollsegen zu und spähte hinüber. Es kam wie eine Vision über ihn; er sah sich wieder als jungen Menschen, wie er sein schönes, junges Weib zum Traualtare führte. Und dann ein Jahr später der Schwelsterabend! Er hatte Nachtbedienst und kam erst nach Mitternacht nach Hause. Er kam leise, um sein krankes Weib nicht zu stören. Da fand er die Stube erleuchtet und die Nachbarin bei ihr, und sie flüchete ihn an seines Weibes Bett und legte ihm einen Buben in den Arm, der war gerade unter dem Klange der Neujahrsglöden geboren. O wie glücklich war er damals — und heute! Ein Fieberfrost packte ihn, er würde hinweg müssen, ohne sie noch einmal zu sehen.

Da sah er sie plötzlich an das helle Fenster treten, sie hielt einen Brief in der Hand und schien zu lesen. „Helene!“ schrie er, daß es über die stille Strafe gellte. Sie rih das Fenster auf, und mit ein paar Sprüngen war er drüben. „Helene“, rief er noch einmal und tannmelde gegen die Mauer. Einen Augenblick später fühlte er sich von weichen Armen umschlungen und die Weiche hinauf geleitet. Als sie die Stube erreicht hatten, schob sie ihm einen Stuhl hin, er sank darauf hin und blickte wie geistesabwesend um sich. Aber doch gewahrte er, daß es reinlich und ordentlich ausah. Auf dem Tische standen noch die Reste einer Abendmahlzeit: ein halbes Brot, eine Büchse mit Schmalz und Wurst. Sein Blick blieb lechzend daran hängen. Das Weib fing diesen Blick auf, sah an seiner abgegrühten Gestalt herab und bearriff: „Lange nur zu!“ sagte sie freundlich. „Du scheinst erstoren, ich werde Dir einen heißen Kaffee machen.“ Sie ging in die Küche, und er empfand es als eine Wohlthat, daß sie nicht sah, wie geizig er Brot und Wurst verschlang. Bald kam sie mit einer Tasse dampfenden Kaffees zurück, und er trant hastig. Dann aber kam er zum Bewußtsein seines Vorhabens. Er stand wartend auf.

„Danke Dir, Helene, daß Du mich noch einmal erquidest!“ und nun verzehete mir, wenn Du kannst, und arüße die Kinder von mir! Ich — ich will nun gehen und ein Ende machen.“ Sie sah tief ernst und doch voll Mitleid zu ihm hin. „Bist Du so weit, Frey?“

Er nickte nur stumm. „Und willst Du die Kinder nicht sehen?“ Sie deutete auf die Kammer. „Da drinnen schlafen sie.“ „Die Glücklich!“ murmelte er. „Ihr Vater hat kein Obdach mehr!“ „Frey“, rief das Weib erschüttert, „so siehst es? So bleib' eben da! Seit Vater tot ist, habe ich die Kinder allein verpfort, ich werde auch für Dich noch ein Stüd Brot haben.“

Er blühte sie zweifelnd an. „Hast Euch Alle verpfort mit Deiner Hände Arbeit und ich, ich konnte mich nicht mal selber ernähren, ich Lump!“ sagte er bitter. „Ach Helene, seit ich Euch verlassen, verfolge mich das Unglück! Ihr seid gerührt. Und ich hüße meine Schuld im Tode.“

„Kannst Du nur darum?“ sagte das Weib herb. „Hörst Du nicht, daß mich mein Vater allein lieh? Willst Du die Sorge um die Kinder nicht tragen helfen?“ Leber seine einaefallenen Wangen hüschte ein jähes Roth; er deutete auf seinen verzehten Rod. „An dem Vater werden sie nicht viel Freude haben!“ „So gehe in die Kammer und zübe des Vaters hinterlassenes Gewand an!“ sagte sie bestimmt. „In

der Kammer findest Du auch reine Wäsche und Strümpfe; was Du da liehest, habe ich aufgehoben.“ Er gehorchte stillschweigend. Ganz verändert schien das sonst so stille Weib. Aber er fügte sich gern. Verwahrt trat er nach einiger Zeit herzu. Nun trüete sie ihn zu den Kindern. In zwei Bettchen schliefen der achtjährige Knabe und die beiden kleinen Mädchen. Ihre Bäcker glühten im Schlummer. In stiller Bewegung sah der Mann auf sie nieder. „Helene“, flammelte er, „kannst Du mir verzeihen?“ „Frag Deine Kinder danach!“ entgegnete sie und rüttelte den Buben munter. „Da ist der Vater!“ rief sie ihn an. „Soll er da bleiben?“ „Vater!“ hauchte das Kind schlaftrunken, und da sich der Mann niederbeugte, schlang es seine Arme um seinen Hals. Nur mit sanfter Gewalt konnte der Vater sich lösen. „Helene!“ sagte er nur, und Thränen zitterten in seiner Stimme. „Aber“, fügte er bedenktlich hinzu, „weißst Du auch, daß Du einen Bettler aufnimmst?“ „Du willst doch keiner bleiben?“ fragte sie rasch dagegen. „Die Frau Straßenbahninspektor, für die ich Schneider, hat mir erst ältern erzählt, ihr Mann mühte noch neue Leute anstellen, aber am liebsten nähme er gelehrte Schloßer als Ruffcher für die elektrischen Wagen. Wäre das ein Posten für Dich?“ „O Weib“, juchzte der Mann, „so müßt Du mir noch einmal zu einem neuen Lebensglück verhelfen?“ „Es war gut, daß Du heimkamst“, sagte sie — „gerade zur rechten Zeit.“ Sie hob den Brief, in dem er sie am Fenster lesen gesehen, vom Boden auf und reichte ihn ihm.

„Vorladung der Frau Wille in Sachen der beantragten Ehescheidung gegen ihren Gatten Frey Wille“, las er.

Er sagte nichts, er blickte nur stehend an. Sie nahm das Papier und rih es mitten durch. „So beginnt ein neues Leben!“ sagte er feierlich.

„Und ein neues Jahr!“ fügte sie hinzu, denn eben begann die alte Schwarzwalderuhr in der Ecke zwölf zu schlagen.

„Gott sei Dank“, rief er, sie am seine Brust drückend, „daß ich heimkam in der zwölften Stunde!“

Er sagte nichts, er blickte nur stehend an. Sie nahm das Papier und rih es mitten durch. „So beginnt ein neues Leben!“ sagte er feierlich.

„Und ein neues Jahr!“ fügte sie hinzu, denn eben begann die alte Schwarzwalderuhr in der Ecke zwölf zu schlagen.

„Gott sei Dank“, rief er, sie am seine Brust drückend, „daß ich heimkam in der zwölften Stunde!“

Zur Geschichte des Marschalls Ney: Der mit Todesurtheil und Hinrichtung endende Proceß, den die nach der Schlacht bei Waterloo wieder zur Regierung berufenen Bourbonen gegen den Marschall Ney führen ließen, weil er sich mit seinen Truppen dem von Efaa kommenden Kaiser Napoleon wieder angeschlossen hatte, anstatt ihn zu bekämpfen, erscheint in Folge einer vor Kurzem erfolgten Veröffentlichung in einem neuen Lichte. Der Marschall Moncey, Herzog von Concaliano, wurde von König Ludwig XVIII. berufen, den Vorriß in dem Kriegsergebnis zu führen, das über Ney aburtheilt sollte, lehnte aber diesen Auftrag ab. Nach längerem Erörtern über die Frage, ob ein Kriegsgericht oder die Pastrammer, deren Mitglied Ney war, zu einem Urtheil competent sei, wurde der Angeklagte vor die Pastrammer gestellt. Gar nicht oder ganz unvollständig kannte man bisher das an den König gerichtete Schreiben, in welchem der Marschall Moncey seine Weigerung begründet, über seinen alten Waffengefährten zu Gericht zu sitzen. Man kennt es jetzt durch eine Biographie Moncey's kennen, die von seiner Familie herausgegeben worden ist. Nicht oft hat Ludwig XVIII. eine so offene und männliche Sprache zu hören bekommen, wie hier.

In deutscher Sprache würden die wichtigsten Stellen lauten: „Vor die qualende Wahl gestellt, Eurer Majestät ungehörig zu sein oder gegen mein Gewissen zu handeln, muß ich mich Eurer Majestät näher erklären. Ich verneine nicht bei der Frage, ob der Marschall Ney unschuldig oder strafbar ist; Ihre Gerechtigkeit und die Billigkeit seiner Richter werden sich darüber vor der Nachwelt verantworten, welche über die Könige und die Unterthanen gleichmäßig richtet. Aber, Eure, ich kann über die Gefährten nicht schweigen, mit denen man Eure Majestät ungläubig. Ist nicht genug französisches Blut gelassen? Sind unsere Unglücksfälle nicht groß genug? Ist die Erniedrigung Frankreichs nicht schon tief genug? Wenn man das Bedürfnis hat, aufzurichten, herzustellen, zu mildern und zu beugen, dann fordert man Achtungen und Blutrüchtele von Ihnen? Eure, wenn Ihre Majestät vor Ihr Wohl im Auge hätten, so würden sie Ihnen sagen, daß das Schaffot keine Freunde erwidert. Schanden Sie etwa, daß der Tod denen so schrecklich ist, die ihm so oft getroht haben? Sind es nicht die verbündeten Mächte, die verlangen, daß Frankreich seine berühmtesten Bürger opfert? Ist es für Ihre Person und Ihre Dynastie wohl ungeschicklich, ihnen dieses Opfer zuzugestehen? Ich durch mein Eintreten in den Gerichtshof einen Mordgutheßen? Nein, Eure, kann ich mein Land und meine eigene Stellung nicht retten, dann rette ich wenigstens meine Ehre, und wenn ich etwas zu bedauern habe, so ist es dies, daß ich zu lange gelebt habe, da ich dem Rufm des Vaterlandes überlebe.“

Die Weigerung Moncey's hatte zur Folge, daß er durch königliche Ver-

fügung Rang und Amt verlor und für drei Monate nach der Festung Ham gefeßt wurde. Als er auf der Festung ankam, fand er als Befehlshaber einen preußischen Offizier vor, welcher der vorläufig im Bande gebundenen Befehlsgarmer der Verbündeten angehörte. Dieser Offizier sagte, er sei nicht nach Frankreich gekommen, um der Kerkermeister der zumbedeckten Männer dieses Landes zu sein, und wieserte sie, ihm auf der Festung unterzubringen. Moncey besog darauf ein Zimmer in einem Gasthofe, und der preußische Commandant ließ ihm dort jeden Tag durch die Militärkapelle ein Ständchen bringen. Nach Ablauf der Haftzeit wurde der Marschall Moncey in alle seine Ehren wieder eingesetzt. Das Verhalten des preussischen Offiziers, der das Verhalten Moncey's offen billigte, sticht vortheilhaft ab von dem Wellington's, der damals in Paris die entscheidende Stimme hatte, und der den Marschall sehr wohl hätte retten können, wenn er zur rechten Zeit darauf bestanden hätte, daß Ney durch die zwischen den Verbündeten und der französischen Regierung abgeschlossene Konvention bebott sei, die es verbot, irgend jemanden aus Anlaß der letzten politischen Umwälzung zu verhaften.

„Soll er da bleiben?“

„Vater!“ hauchte das Kind schlaftrunken, und da sich der Mann niederbeugte, schlang es seine Arme um seinen Hals. Nur mit sanfter Gewalt konnte der Vater sich lösen. „Helene!“ sagte er nur, und Thränen zitterten in seiner Stimme. „Aber“, fügte er bedenktlich hinzu, „weißst Du auch, daß Du einen Bettler aufnimmst?“

„Du willst doch keiner bleiben?“ fragte sie rasch dagegen. „Die Frau Straßenbahninspektor, für die ich Schneider, hat mir erst ältern erzählt, ihr Mann mühte noch neue Leute anstellen, aber am liebsten nähme er gelehrte Schloßer als Ruffcher für die elektrischen Wagen. Wäre das ein Posten für Dich?“

„O Weib“, juchzte der Mann, „so müßt Du mir noch einmal zu einem neuen Lebensglück verhelfen?“

„Es war gut, daß Du heimkamst“, sagte sie — „gerade zur rechten Zeit.“ Sie hob den Brief, in dem er sie am Fenster lesen gesehen, vom Boden auf und reichte ihn ihm.

Er sagte nichts, er blickte nur stehend an. Sie nahm das Papier und rih es mitten durch. „So beginnt ein neues Leben!“ sagte er feierlich.

„Und ein neues Jahr!“ fügte sie hinzu, denn eben begann die alte Schwarzwalderuhr in der Ecke zwölf zu schlagen.

„Gott sei Dank“, rief er, sie am seine Brust drückend, „daß ich heimkam in der zwölften Stunde!“

Zur Geschichte des Marschalls Ney: Der mit Todesurtheil und Hinrichtung endende Proceß, den die nach der Schlacht bei Waterloo wieder zur Regierung berufenen Bourbonen gegen den Marschall Ney führen ließen, weil er sich mit seinen Truppen dem von Efaa kommenden Kaiser Napoleon wieder angeschlossen hatte, anstatt ihn zu bekämpfen, erscheint in Folge einer vor Kurzem erfolgten Veröffentlichung in einem neuen Lichte. Der Marschall Moncey, Herzog von Concaliano, wurde von König Ludwig XVIII. berufen, den Vorriß in dem Kriegsergebnis zu führen, das über Ney aburtheilt sollte, lehnte aber diesen Auftrag ab. Nach längerem Erörtern über die Frage, ob ein Kriegsgericht oder die Pastrammer, deren Mitglied Ney war, zu einem Urtheil competent sei, wurde der Angeklagte vor die Pastrammer gestellt. Gar nicht oder ganz unvollständig kannte man bisher das an den König gerichtete Schreiben, in welchem der Marschall Moncey seine Weigerung begründet, über seinen alten Waffengefährten zu Gericht zu sitzen. Man kennt es jetzt durch eine Biographie Moncey's kennen, die von seiner Familie herausgegeben worden ist. Nicht oft hat Ludwig XVIII. eine so offene und männliche Sprache zu hören bekommen, wie hier.

In deutscher Sprache würden die wichtigsten Stellen lauten: „Vor die qualende Wahl gestellt, Eurer Majestät ungehörig zu sein oder gegen mein Gewissen zu handeln, muß ich mich Eurer Majestät näher erklären. Ich verneine nicht bei der Frage, ob der Marschall Ney unschuldig oder strafbar ist; Ihre Gerechtigkeit und die Billigkeit seiner Richter werden sich darüber vor der Nachwelt verantworten, welche über die Könige und die Unterthanen gleichmäßig richtet. Aber, Eure, ich kann über die Gefährten nicht schweigen, mit denen man Eure Majestät ungläubig. Ist nicht genug französisches Blut gelassen? Sind unsere Unglücksfälle nicht groß genug? Ist die Erniedrigung Frankreichs nicht schon tief genug? Wenn man das Bedürfnis hat, aufzurichten, herzustellen, zu mildern und zu beugen, dann fordert man Achtungen und Blutrüchtele von Ihnen? Eure, wenn Ihre Majestät vor Ihr Wohl im Auge hätten, so würden sie Ihnen sagen, daß das Schaffot keine Freunde erwidert. Schanden Sie etwa, daß der Tod denen so schrecklich ist, die ihm so oft getroht haben? Sind es nicht die verbündeten Mächte, die verlangen, daß Frankreich seine berühmtesten Bürger opfert? Ist es für Ihre Person und Ihre Dynastie wohl ungeschicklich, ihnen dieses Opfer zuzugestehen? Ich durch mein Eintreten in den Gerichtshof einen Mordgutheßen? Nein, Eure, kann ich mein Land und meine eigene Stellung nicht retten, dann rette ich wenigstens meine Ehre, und wenn ich etwas zu bedauern habe, so ist es dies, daß ich zu lange gelebt habe, da ich dem Rufm des Vaterlandes überlebe.“

Die Weigerung Moncey's hatte zur Folge, daß er durch königliche Ver-

fügung Rang und Amt verlor und für drei Monate nach der Festung Ham gefeßt wurde. Als er auf der Festung ankam, fand er als Befehlshaber einen preussischen Offizier vor, welcher der vorläufig im Bande gebundenen Befehlsgarmer der Verbündeten angehörte. Dieser Offizier sagte, er sei nicht nach Frankreich gekommen, um der Kerkermeister der zumbedeckten Männer dieses Landes zu sein, und wieserte sie, ihm auf der Festung unterzubringen. Moncey besog darauf ein Zimmer in einem Gasthofe, und der preußische Commandant ließ ihm dort jeden Tag durch die Militärkapelle ein Ständchen bringen. Nach Ablauf der Haftzeit wurde der Marschall Moncey in alle seine Ehren wieder eingesetzt. Das Verhalten des preussischen Offiziers, der das Verhalten Moncey's offen billigte, sticht vortheilhaft ab von dem Wellington's, der damals in Paris die entscheidende Stimme hatte, und der den Marschall sehr wohl hätte retten können, wenn er zur rechten Zeit darauf bestanden hätte, daß Ney durch die zwischen den Verbündeten und der französischen Regierung abgeschlossene Konvention bebott sei, die es verbot, irgend jemanden aus Anlaß der letzten politischen Umwälzung zu verhaften.

„Soll er da bleiben?“

„Vater!“ hauchte das Kind schlaftrunken, und da sich der Mann niederbeugte, schlang es seine Arme um seinen Hals. Nur mit sanfter Gewalt konnte der Vater sich lösen. „Helene!“ sagte er nur, und Thränen zitterten in seiner Stimme. „Aber“, fügte er bedenktlich hinzu, „weißst Du auch, daß Du einen Bettler aufnimmst?“

„Du willst doch keiner bleiben?“ fragte sie rasch dagegen. „Die Frau Straßenbahninspektor, für die ich Schneider, hat mir erst ältern erzählt, ihr Mann mühte noch neue Leute anstellen, aber am liebsten nähme er gelehrte Schloßer als Ruffcher für die elektrischen Wagen. Wäre das ein Posten für Dich?“